

Der Ruf und die Berge

Endlich hat er Arbeit. Und Geld. Mike Körner aus Leipzig ging wie Tausende Deutsche in die Schweiz. Trotzdem ist nicht alles gut

Von Jeanette Krauth, Tagesspiegel, 16.03.2007

Ein Morgen in Leipzig, Ende 2004: Eine Doppelhaushälfte, darin ein junger Mann im Trainingsanzug, den hatte er auch an den Tagen zuvor an. Der Mann trinkt Kaffee, wischt sich die Augen, muss zur Arbeit, die nicht als solche gemeldet ist und fühlt sich jetzt „schon pappsatt“ von diesem Leben.

Ein Morgen in Zürich, 2005, vier Monate später: Ein Bett in einem drei mal vier Meter großen Zimmer, das an einem Flur mit elf weiteren solchen Zimmern liegt, der Radiowecker geht an, kurz vor sechs, der Mann erwacht, muss zur Arbeit. Sein letzter Gedanke vor dem Einschlafen war: „Was mache ich eigentlich für einen Scheiß hier?“

Zürich, 2007: Glatte schwarze Haare sieht er als Erstes, den Schopf der Freundin, wenn er erwacht, um fünf Uhr 30. Er steht auf, zieht sich an, nimmt den neuen Autoschlüssel, geht durch das Wohnzimmer mit Glastisch und Ledercouch, heute arbeitet die Freundin nicht, das freut ihn, dann gibt es Huhn auf Thai-Art zum Abendessen.

Drei Morgen im Leben von Mike Körner. Er ist 35 Jahre alt, ein Maurer aus Ostdeutschland, war arbeitslos und entschied sich vor anderthalb Jahren, in die Schweiz zu gehen. „Ich habe nie gedacht, dass ich mal ins Ausland muss“, sagt er. Sein Lebensplan sah allenfalls vor, „auf einer Bohrinse zu arbeiten“, das klang für ihn nach Abenteuer.

Ein Gastarbeiter aus Deutschland. Auf dem Bau. Bisher kamen sie entweder aus Portugal, aus den Ländern Ex-Jugoslawiens oder aus Italien. Wenn doch einmal Deutsche in die Schweiz gingen, hatten sie bisher meist ein Hochschuldiplom dabei, es waren Architekten, Ärzte, Unternehmer. Nun ziehen deutsche Bauarbeiter Schweizer Häuser hoch, ganze Abteilungen von Zeitarbeitsfirmen beschäftigen sich nur mit deren Akquise. 13 882 deutsche Einwanderer im Jahr 2005 zählte das Schweizer Bundesamt für Zuwanderung, Integration und Auswanderung, das sind doppelt so viele wie zwei Jahre zuvor, als ein Arbeitgeber, der einen Ausländer einstellen wollte, noch nachweisen musste, dass er keinen ebenso guten Angestellten unter den Schweizern findet. Die meisten der im Jahr 2005 gekommenen Deutschen sind Unternehmer oder Kaufleute, 2500 insgesamt; doch auf Platz zwei folgen je 1750 Menschen mit Berufen auf dem Bau oder in der Gastronomie. Mike Körner also ist einer von ihnen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fünf Uhr 45 am Morgen. Körner und ein Kollege, beide in blauen Overalls, steigen in einen Jeep ein, der Mann im Radio erzählt ihnen etwas in Mundart. Vier Straßen weiter halten sie an, vor ihrem Stammcafé, „Morgen Thomas, Morgen Mike“, ruft die Verkäuferin von der Theke her, „Kakao?“ – „Kakao“, brummeln beide. Körners Kollege holt sich den „Blick“, die große Schweizer Boulevardzeitung, die gerade wochenlang die Frage stellte „Wie viele Deutsche verträgt die Schweiz?“ und so etwas wie ein Dauergesprächsthema daraus gemacht hat, im Fernsehen, auf der Straße. Dass sie arrogant seien, diese Deutschen, finden viele in der Schweiz. Und besserwischerisch. Und unhöflich. Dass sie die besten Jobs bekämen, weil sie schneller sind als die bedächtigen Schweizer. Heftige Töne sind laut geworden, sie sollten dahin zurückgehen, wo sie herkämen, die „Schwoobe“, wie die Schweizer manchmal die deutschen Nachbarn nennen. Was im Falle eines besonderen Ärgers auch steigerbar ist: „Sauschwoobe“.

Mike Körner ist allein nach Zürich gegangen. Ein Neuzeit-Cowboy. Sein Pferd, das ist der Jeep Cherokee, ein dickes Auto, schwarz, das er sich vor zwei Monaten gekauft hat, „war gar nicht so leicht, einen Bankkredit zu bekommen“, sagt er, wenn man nur einen temporären Arbeitsvertrag hat und kein Schweizer ist.

Ab sieben Uhr in der Grube. Dicker Staubnebel macht das Licht der Leuchtstoffröhren sanft und trübe, lässt die Tiefgarage am Waidspital Hoengg, einer Universitätsklinik, wie ein Bergwerk aussehen. Mike Körner lehnt mit dem Oberschenkel gegen den Presslufthammer, hält ein Bein im Ausfallschritt, die Maschine soll an den Rand der Tiefgaragenwand gedrückt bleiben, der Asphalt soll weg, 30 Zentimeter breit, die ganze Seite entlang, der Boden wird saniert, und hier, in die Ecken, kommen die großen Maschinen nicht hinein.

Acht Stunden lang wird sich Mike Körner gegen das ratternde Schwergewicht drücken. „Ich denk dabei nix, da ist schon genug passiert, so mit wegspritzendem Beton, da muss man aufpassen.“ Dabei sieht er aus wie eine Statue, Sozialistischer Realismus, die durchgedrückten Arme, der angespannte Po, den Blick aufs Werk gerichtet. Hinter ihm, in der riesigen unterirdischen Plattform der Tiefgarage, brechen Maschinen den Asphalt weg, manchmal, wenn sie günstig ins Licht fahren, sieht man einen kleinen Mann mit Helm und Feinstaubmaske auf ihnen sitzen.

Neun Uhr, der Hammer fällt, Mike Körner schiebt sich die Ohrenschützer in den Nacken, die Staubmaske auf die Stirn, Frühstückspause. Er steigt die Stufen im Treppenhaus der Tiefgarage hoch, tritt in die holzvertäfelte Klinikantenne, er streckt die Knie nie ganz durch beim Gehen, der Baustellen-Cowboy, geht breitbeinig und stellt sich in die Schlange der Hungrigen. Mike Körner kauft sich einen Kaffee, setzt sich auf eine Holzbank, hinter ihm und seinen Kollegen sitzen seitengescheitelte Medizinstudenten.

Dass er hier sitzt, in Zürich, das hat ihn viel Geld gekostet. Er las eine Anzeige in der „Leipziger Volkszeitung“, eine Vermittlungsagentur versprach Arbeit im Ausland, gegen 1500 Franken, abzustottern in 375-Franken-Schritten, wenn er den ersten Schweizer Lohn bekommt. „Abzocke“, sagt Mike Körner heute. Damals, im Frühjahr 2005, war er verzweifelt genug, Geld zu bezahlen, um Geld zu verdienen. Es war nicht einfach, seinem Sohn Kevin, heute acht Jahre alt, immer wieder zu erklären: Das ist zu teuer. Die Reise, der Plastikdinosaurier. Ausflüge durften „nichts oder nicht viel

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kosten“. Aber „am schlimmsten war das Rumhängen“, sagt er, das Warten darauf, dass etwas geschieht.

Im Baugewerbe sei der Bedarf nicht aus der Schweiz selbst heraus zu decken, sagt Kurt Müller, Berater beim regionalen Schweizer Arbeitsvermittlungszentrum. „Die Schweizer wollen sich nicht die Hände dreckig machen“, so formuliert es Mike Körner, „ich kenn ’nen Schweizer Bauleiter, aber kaum ’nen Arbeiter.“ Kurt Müller kümmert sich seit drei Jahren besonders um Ausländer, die in der Schweiz arbeiten wollen. „Anfangs gab es viele Anfragen von deutschen Handwerkern“, erzählt er, inzwischen würden es weniger. „Und wohl nicht, weil weniger kommen“, sagt er, sondern weil Schweizer Firmen selber gezielt ostdeutsche Handwerker suchen. Kurt Müller ist selbst einmal mitgereist auf so eine Werbeveranstaltung, nach Jena. Über 200 Menschen kamen zum Vortrag, viele gaben sofort ihre Bewerbungsmappen mit. Der Ruf vom Arbeitsparadies Schweiz ist ein Selbstläufer geworden. Eine von Müllers Kolleginnen auf deutscher Seite, Sabine Endmann von der Agentur für Arbeit in Eberswalde, nördlich Berlins, sagt: „Man spürt: Da ist mehr Mut. Es gehen mehr ins Ausland als noch vor fünf Jahren.“

Der Anruf, dass Arbeit für Mike Körner da sei, zunächst für zwei Wochen, kam an einem Freitag, sonntags sollte er in Zürich sein. Die Ankunft „war ein Schock“, als er sein Zimmerchen sah. Seine Firma hatte es besorgt, 500 Franken teuer. „Aber andere machen das gar nicht, da musst du dich selbst drum kümmern, ich kenne welche, die haben die ersten vier Wochen auf einem Zeltplatz gewohnt“, sagt er.

Die Freundin in Deutschland trennt sich. Wegen der Distanz. Körner zweifelt nicht an seiner Entscheidung, zu gehen. „Zu Hause hätte es auch nicht geklappt, wenn man ständig ums Geld streitet.“ Es hat dann gedauert, monatelang, bis er sich abends nicht mehr bloß hinlegte, den Wecker anstellte und schon um 21 Uhr einschlieft. Dann fing er an auszugehen.

Erst zum Essen in das Locarno 2000, regelmäßig, sie kannten ihn bald, dann zum Trinken, er lernte Schweizer kennen, Schweizer Männer, und Frauen aus Thailand. Er holt das Unbeschwertsein nach. Mit 35. „Es lebt sich gelassener“, sagt Körner. Er meint nicht die Mentalität der Schweizer. Sondern, dass er weiß: Auch morgen habe ich Arbeit. Seine Arbeit und die neue Freundin, eine Thailänderin, das ist sein Leben heute. Sie arbeitet in einer Bar. „Sie ist DJ“, sagt Körner.

Neu ist auch das Arbeitstempo. „Ich hab mir schon oft anhören müssen, dass wir zu schnell sind“, sagt Körner. Frühmorgens verteilt der Polier die Arbeit für den Tag. Anfangs war Körner schon mittags damit fertig. Gefreut habe das seinen Polier nicht, sagt er, es habe den ganzen Baustellenplan durcheinander gebracht.

Körner sagt, er habe auch schon Mauern wieder neu gesetzt, weil das System, nach dem er sie baute, dem Polier nicht passte. Nur, dass es mit der gewünschten Methode doppelt so lange dauerte.

Selbst eine Polierausbildung machen, das will Körner nicht: „Du bist ja hier, um Geld zu verdienen, und in der Zeit, wo du die Schulbank drückst, verdienst du nichts.“ 1000 Franken könne er gut jeden Monat weglegen. Den Unterschied zu den Schweizern, den merke er auch darin, dass die „mal eben 30 Franken jeden Tag fürs Essen“ ausgeben. Er kauft mittags fast nie ein richtiges Essen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist Abend. Körner hat nach anderthalb Jahren in der Schweiz eine Wohnung gefunden. Er ist mit seinem Kollegen Thomas und mit Ralf, ebenfalls deutscher Auswanderer, zusammengezogen. Eine Männer-WG. Ralf, kurzes Blondhaar, offenes Kapuzensweatshirt, darunter eine tätowierte Brust, sitzt vor dem Computer, der Fernseher läuft auch. Körner kommt nach Hause. Er trägt Kleidung in Militärfarben, die nagelneu aussieht, wahrscheinlich ist sie es. Das sei auch so ein Unterschied, dass er jetzt einfach in einen Laden geht, und zwei Pullover und eine Jacke kauft, 270 Franken, „das hätte ich mir früher fünf Mal überlegt“, aber: „Wir haben den Preis schon noch runtergehandelt.“ Es ist ihm wichtig, dass seine Sätze nicht wirken, als ob er damit angäbe, 6000 Franken im Monat zu verdienen.

Wenn man ihn nach der Zukunft fragt, sagt er: Weiter wie bisher. Zürich, arbeiten, Festanstellung wäre schön. Gute Tage? Solche Wochenenden wie letztes, mit der Freundin shoppen, für den Sohn in Leipzig ein Paket mit Winterjacke und Pullis zusammenstellen. Träume? Ach. Vielleicht eine gemeinsame Wohnung.

An einem Feierabend, kurz nach 17 Uhr, ein Tag ohne Überstunden, sitzt Mike Körner in seinem Jeep. Er zückt das Mobiltelefon, ruft seine Freundin an. „Wann musst du zur Arbeit? – Halb sieben? – Okay, geh nicht los, ich komme, ich fahr dich. Er legt auf, lächelt. Sie will ihm Englisch beibringen, erzählt er später. Er hat es nicht so mit Sprachen, sagt er.

Mike Körner hält an einer Ampel, ein Ellbogen lehnt aus dem Fenster. Im Radio singt George Michael. „Freedom“.